Erinnerungen einer alten Gossauerin

Autor(en): **Löhrer-Schönenberger, Berta**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Oberberger Blätter**

Band (Jahr): **- (1977)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-946552

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

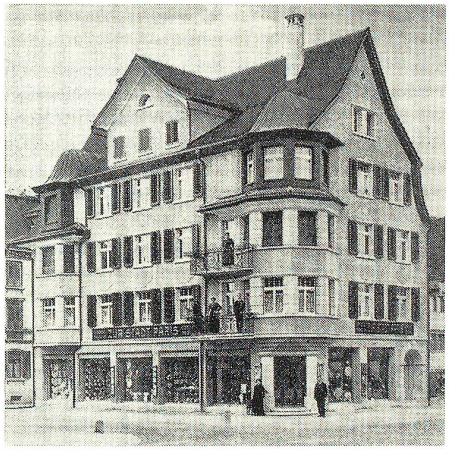
http://www.e-periodica.ch

Erinnerungen einer alten Gossauerin

Alte Bilder wecken Erinnerungen aus meiner Jugendzeit, als Gossau noch ein behäbiges, vertrautes Dorf war. Für mich beginnt die «Stadt» in den Aussenbezirken, mit den Neubauten, Wohnsiedlungen und Hochhäusern, in denen ich mich nicht beheimatet fühle. Ich möchte einen kurzen Gang durchs alte Dorf machen, angefangen beim Eckhaus St.Gallerstrasse/Bahnhofstrasse, bis hinunter zur Kirche und zum Restaurant Bahnhof, wo eine Barriere Halt gebot, wenn mit lautem Pfiff und zischendem Getöse die Züge nach Sulgen und Wil das Dorf verliessen.

Die alten Häuser stehen noch . . .

Zur Hauptsache stehen sie noch, die alten Häuser in unserem Dorfkern. Die «Stadt Paris» an der Ecke St.Gallerstrasse/Bahnhofstrasse war das erste Kaufhaus, das mit seinem stolzen Namen etwas Grossstadtluft in unsere Gemarken zauberte. Viel später, um 1950 herum, zwängte sich ein Neubau zwischen Erkerhaus und Konditorei Lehmann, und in jüngster Zeit weckt ein goldener Stern Erinnerungen an das abgebrannte Gebäude des Gasthauses zum Sternen. Die Eisenhandlung Wälti, vorher Egger & Gartenmann, präsentiert sich noch heute als markantes Vis-à-vis der «Stadt Paris», ein ehemals beliebtes Geschäftshaus mit aufmerksamer Bedienung, in dessen Schaufenster statt Werkzeug und Sportartikel nun Teppiche ausgestellt sind.



Von den nachfolgenden Giebelhäusern sind mir einige in besonders guter Erinnerung geblieben, nicht zuletzt der Personen wegen, die darin gelebt hatten. Ich denke an Uhrenmacher Fürer, das kleine behende Mandli, dessen Finger geeignet waren, das feine Getriebe der kranken Uhren wieder in Ordnung zu bringen. Ich denke aber auch an das Lädeli von Frau Mastel. Sie selber war aber weniger daheim als auf der Strasse, wo jedes Kind das gutmütige Italienerfraueli kannte. Frau Mastel ging hausieren und trug einen Holzkasten, der mit Schubladen versehen war, auf ihrem gebeugten Rücken. Sie hatte eine grosse, weite Schürze umgebunden, die Arme vorne verschränkt und ein freundliches Lächeln im Gesicht. Diese Holztrucke war ein originelles Requisit. Sie war beidseitig mit allerlei nützlichen Sachen behangen, wie Kaffeesiebli, Holzkellen, Schuhbändel, Nuggi usw. In den Schubladen aber war der Kleinkram untergebracht: Knöpfe, Häftli, Fischbein für die Kragen, Bändel und anderes mehr. Kam das Fraueli zu den Kunden, so stellte es die Trucke auf den Tisch, sichtlich erleichtert, dass es die schwere Last für eine Weile abladen konnte. Für mich war es jedesmal ein Augenschmaus, wenn es die Schubladen herauszog und die verschiedenen Dinge zum Kaufe anbot. Wer konnte da widerstehen? Mit zufriedenem Lächeln quittierte es das in Empfang genommene Geld.

Ein friedlicher Nachbar von Frau Mastel war Schlosser Breitenmoser. Er verstand es nicht nur, das Eisen kunstvoll zu schmieden, sondern spielte auch vorzüglich die Klarinette im Orchesterverein, dessen Dirigent damals Otto Küfer war, der auch die Bürgermusik leitete, ein schneidiger Typ, der sich gut präsentierte, wenn er den lorbeergeschmückten Vereinen zur Seite marschierte.

Das anschliessende Giebelhaus hat auch seine Tradition. Zwei Gemüselädeli, Keller und Jung, waren und sind in veränderter Form heute noch untergebracht. Immer muss man noch zwei Tritte hinabsteigen, um ins «Junge Lädeli» zu kommen. Entschuldigung, heute sagt man nicht mehr so, wo das ehemalige «Lädeli Keller-Hugentobler» der Gemüse- und Käsehandlung von Herrn Jung einverleibt wurde und sich dann zum stattlichen Geschäft Huber-Jung entwickelte. Noch immer wischt Vater Jung am Morgen den Hausplatz und freut sich, dass Tochter und Schwiegersohn das ausgebaute und vergrösserte Geschäft weiter betreiben und das Sauerkraut schneiden wie zu seinen Zeiten, den Wacholder und Kümmel dazu nicht vergessen, alter Tradition gemäss! Mehr als das Sauerkraut freuten mich in den Kinderjahren die Stachelbeeren, die um Mitte Juli zum Verkauf dargeboten wurden. Von diesen wünschte ich mir jedes Jahr zum Namenstag ein halbes Pfund und war überglücklich, wenn ich diese in einer Papiertüte heimtragen durfte. Für mich war es das begehrteste Geschenk. Ob man mit so wenig heute noch zufrieden wäre?

Von den Häusern und Bewohnern an dieser Strassenseite gäbe es noch manches zu erzählen, so natürlich auch vom berühmten Erkerhaus, in welchem Frau Peter Müller den Spezereiladen führte. In der Fastenzeit stach unter den verschiedenen Gerüchen derjenige der Stockfische am meisten hervor. Das richtige Wässern und Vorbereiten derselben war Familiengeheimnis, das sie nicht preisgaben. Der Absatz war auch dementsprechend. Weil das Fleischessen in der Fastenzeit während 40 Tagen nur an den Sonntagen erlaubt war, schätzte man so ein Fischgericht doppelt. Mehr als der Laden aber machte der Herr des Hauses von sich reden. Dem einstigen Hauptmann konnte man seinen Sinn für Ordnung und Disziplin nicht absprechen. Die Arme verschränkt, den grossen Spitzhut auf dem Kopf, der mit dem Zweispitzfrack, genannt Katharinenschwenker, vorzüglich harmonierte, schritt er das Dorf hinunter und spähte mit Sperberaugen auf Strassen und Hausplätze, ob Papierchen oder Öpfelbitzgi herumlägen. Wenn ein Bub in der Nähe war, so befahl er, diese aufzuheben. Wenn's nicht willig geschah, so halt mit Gewalt. Er nahm ihn beim «Wickel», drückte ihn zu Boden und verabfolgte noch eine Ohrfeige zum Dessert. Wenn ich heute den vielen Unrat sehe, der so gedankenlos weggeworfen wird, kommt mir immer Peter Müller

in den Sinn. Der käme zum Schimpfen nicht mehr heraus und könnte vollamtlich als Hüter der Ordnung angestellt werden! Dass die Spitzbuben ihm nicht gut gesinnt waren, ist begreiflich, und gelegentlich haben sie ihm auch einen Schabernack gespielt. «Gladwerchet» hat man damals gesagt! Der schlimmste Streich kam mir aus bestwissender Seite einmal zu Gehör. Die Schlingel kamen überein, des Nachts ein gefülltes Güllenfass auf seinen Hausplatz zu stellen. Am Spunten und an der Türfalle befestigten sie ein Seil. Als Herr Müller als Frühaufsteher mit kräftigem Händedruck die Tür öffnen wollte, jagte es den Spunten zum Fass hinaus, und die braune Sauce floss in den Hausgang! Das war ein übler Streich, und dessen Urheber wurden nicht bekannt. Nun ruht der letzte davon mit ihm auch friedlich im Grabe!

In diesem Erkerhaus war in meiner Kindheit noch eine Berühmtheit, der erste Zahnarzt. Man war diesbezüglich schlecht bestellt. Die meisten Zahnwehgeplagten gingen mit ihren geschwollenen Backen zum Hausarzt oder nach Herisau, um sich den Ruhestörer entfernen zu lassen. Das Plombieren war damals noch eine Sache der Bessergestellten! Nun, da sich im Erkerhaus ein Zahnarzt installiert hatte, suchte ich ihn auf, weil mir ein Stockzahn arge Schmerzen bereitete. Mit einer primitiven Bohrmaschine, die er mit dem Fuss zu betätigen hatte, maltraitierte er mir den armen Zahn in sechs Sitzungen, und nach der siebenten war das übriggebliebene Skelett zusammengebrochen. Statt Schmerzensgeld zu bekommen, musste ich dem Herrn Doktor meinen Tribut bezahlen. Ich aber verliess das Zimmer mit dem Vorsatz, nie mehr zu einem Zahnarzt zu gehen!

Häuser im Dorfkern

Noch manches Haus im Dorfkern habe ich zu erwähnen. So die abbruchreife Liegenschaft anschliessend dem Erkerhaus, in der zuletzt ein Herr Baumann Eier und Vogelfutter verkauft hatte. Sie musste, wie schon anfangs angetönt, einem stattlichen Neubau weichen, in welchem Fräulein Reichlin eine Drogerie führte und jetzt eine Filiale der Bankgesellschaft eröffnet wurde. Als Fremdkörper zwischen den Giebelhäusern nahmen sich die beiden grossen Gebäude aus, in denen Bäcker Allenspach und David Zürcher ihre Läden führten. Konditor Helfenberger dazwischen buk zu unserer Freude die grössten Nussgipfel.

Natürlich lockte das Goldschmiedgeschäft Jud uns Mädchen zur Besichtigung der Schaufenster, wo die Silberlöffeli auf Weihnachten und die Rosenkränze zum Weissen Sonntag ausgestellt waren. Zu den beiden Geschäften von Buchbinder Jud und Glaser Geisser musste man zwei Tritte hinuntersteigen. Buchbinder Jud war uns Kindern aufs beste bekannt. Wir kauften bei ihm Hefte, Griffel und Federn. Es war ein etwas bärbeissiger Mann, an dem die Buben mehr Freude hatten als er an ihnen! Sein Kopf sass auf kurzem Hals, und zwei kritische Augen schauten durch, oder mehr noch über die Brille, um den manchmal zudringlichen Schlingeln auf die Finger zu sehen!

Fräulein Elise Geisser, eine Tochter des Glasermeisters, erteilte trotz ihrer Gehbehinderung Nähkurse und sorgte mit andern Kongreganistinnen für die Instandhaltung der Paramenten. Vor dem Durchgang zum «Hinterweg» betrieb Fräulein Klingler nochmals ein Lädeli, wie nach dem Ochsen das alte Ehepaar Flammer, bei dem ich zuweilen für einen Fünfer einen Stengel Johannisbrot kaufen durfte. Dieser sah aus wie ein gedörrter Landjäger, war aber in Wirklichkeit eine Frucht, welche die Gaumenlust stillte wie heute ein Kaugummi!

Natürlich habe ich in dieser Häuserreihe das alt- und bestbekannte Hotel Ochsen in den Vordergrund zu stellen. Im östlich angegliederten Haus wohnte Dr. Helbling, der im Parterre das Konkursamt betreute. Zu meiner Kinderzeit führten Herr und Frau Gemsch mit ihren flotten vier Töchtern diese erstrangige Gaststätte. Es war dies die Hochburg der Liberalen, in welcher die Mittwochgesellschaft tagte und am Sonntag der «Schwarze» getrunken wurde, im Gegensatz zum «Isebähnli», wo die Donnerstagia als konservative Verbindung ihre Pläne schmiedete. Die Metzgerei im Erdgeschoss hatte einen besten Ruf, wie übrigens heute noch.

Im letzten Giebelhaus vor der «Alten Kanzlei» betrieb Coiffeur Munz und später Johann Dudli ein gutgehendes Coiffeurgeschäft. Elektrisch rasieren kannte man damals noch nicht, und der Meister mit seinen Angestellten hatten am Samstag alle Hände voll zu tun, bis die behaarten Gesichter eingeseift und geschabt waren. Im Schaufenster aber waren selbstverfertigte Uhrenketten aus Frauenhaar und ausgestopfte Eichhörnli, Füchse und sogar Rehe ausgestellt, welche die Jäger in der Spätherbstzeit zum Präparieren gebracht hatten, was eine Nebenbeschäftigung des Coiffeurs war.

Was meinem Auge nicht entgehen kann, ist das alte, behäbige Gasthaus zur Sonne mit dem «Stöckli», in welchem in meiner Jugendzeit die Freibank untergebracht war. Wohlverstanden, es war das keine Bank, wo man Geld bringen oder abheben konnte. Nein, das Fleisch von notgeschlachtetem Vieh wurde dort zu billigem Preis angeboten. Nachtwächter Schönenberger lockte mit seiner Schelle jeweils die Leute ans Fenster. Und wenn sich dasselbe öffnete, rief er mit lauter Stimme: «Bekanntmachung! Heute von zehn Uhr an wird auf der Freibank bei der ‚Sonne' schönes Kuhfleisch ausgewogen, das Pfund zu 70 Rappen!» Dann kamen die Frauen vorbei, und es gab auf manchem Tisch von einfachen Leuten einen grösseren «Spatz» als gewohnt in der Suppe! — Die «Sonne» war auch schon in den früheren Jahren der Treffpunkt der Bauern. Da wurde gehandelt, Obst und Kälbli wurden auf der östlich gelegenen Brückenwaage gewogen. In einem kleinen, dazugehörenden Häuschen notierten abwechselnd die Geschwister Lehmann das Gewicht und überwiesen den Schein dem Käufer. Auch Pferde wurden häufig zum Verkauf angeboten. Sie leisteten grosse Dienste; denn Autos gab es damals noch keine!

Als kleines Mädchen und Nachbarin von Päuli Grütter, dessen Vater damals Besitzer der «Sonne» war, sah auch ich gelegentlich diesem Geschäft zu. So war es an einem Regentag, der bald zur Neige ging. Das Interesse an diesem Handel begann zu schwinden, und wir beiden Kinder kamen überein, miteinander einen Spaziergang zu machen. Früh übt sich, wer ein Meister werden will! So

trippelten wir, zwar nicht ins Blaue, sondern ins Graue hinaus, ohne Arg und Ziel. Eine Stunde mochten wir gelaufen sein, als ein alter Mann vor seinem Hause uns zurief: «Wo wönd ehr he goh so spot?» Wir wussten keine Antwort. Ein sonderbares Würgen schnürte unsere Kehle zu. Wir begannen zu weinen und sagten: «Hei wömmer goh!» «Ja, wie heisst ihr denn?» «I bi de Päuli vo de ‚Sonne', und i s'Berteli vom ‚Säntis'!» «Du liebi Zit, wössed ehr, wo ehr sind? Z'Herisau obe, und das im strömende Rege!» Der gute Mann hatte Erbarmen mit uns und kam mit uns zurück. Bei der Barriere beim «Tigerli» sagten wir: «Jetzt wössed mer de Weg, danke viel mol!» und mit schlechtem Gewissen eilten wir heim, einen gehörigen Denkzettel erwartend. Doch beidseitig war man froh, die verlorenen Kinder wieder zu haben, denn die Eltern hatten sich unsertwegen so geängstigt und glaubten bald, wir seien in die offene Güllenstande hinter der «Sonnen»-Scheune gefallen. Wir aber konnten nur schluchzend beteuern: «Mer wönds ganz sicher nüme tue!»

Nach diesem Intermezzo aus frühesten Kindertagen folgt die Fortsetzung meines Rundganges, und zwar in Richtung Herisauerstrasse. Noch stehen sie alle in Reih und Glied, die Häuser der damals benannten «Unteren Bahnhofstrasse». Das grosse Kaufhaus von Gähwiler-Geser habe ich anlässlich des Geschäftswechsels ausführlich beschrieben. Als einziger Nachkomme kann Fräulein Maria Gähwiler in besinnlichen Stunden in den weiten Räumen ihrer Wohnung die Vergangenheit aufleben lassen, derweil im umgestalteten Spielwarengeschäft gwundrige Kinderaugen ihre Mütter an die Schaufenster locken.

In der «Blume» bewirtete Sekretär Koller mit seiner Familie eine bodenständige, seriöse Kundschaft. Daneben betrieb er einen Handel mit Tirolerweinen. Die Fässer wurden im Kellergeschoss des Gallusschulhauses gelagert. Mit Stolz führte in den Spätherbsttagen sein Sohn Karl in den mit Blumensträusschen verzierten Fässern, auf einem speziellen Küferwagen, den Wirten den Sauser zu. Nun ist im Parterre die Apotheke von Herrn Gubser. Von den Töchtern des ehemaligen Besitzers lebt heute noch die über 90jährige Fräulein Julie und erfreut sich trotz ihrer Gehbehinderung einer erstaunlichen geistigen Frische.

Im historischen Bot-Künzle-Haus betrieb Sattler Niedermann sein Geschäft.

Wirtschaften an der Unteren Bahnhofstrasse

Auch an Wirtschaften fehlte es an der Unteren Bahnhofstrasse nicht. Nebst der «Blume» konnten die durstigen Gossauer in der «Ilge», im «National», im «Bahnhof» und im «Isebähnli», wie man im Volksmund sagte, den Durst löschen und Dorfpolitik betreiben. Die letzten beiden Gaststätten erinnern heute noch daran, dass die Eisenbahn dort vorbeiführte und der alte Bahnhof ganz nahe dem Gemeindehaus und Dorfbach lag. Gut vertreten war das Geschlecht der Helfenberger in diesem Dorfteil: Max im «Isebähnli», Hermann als erster Mesmer in der Papeterie, Gustav ebenfalls Wirt in der «Ilge», und Anton in der rauchgeschwärzten Kupferschmiede. Letzteren kannte man am besten unter dem Namen «Kupfertoni». In seiner dunklen Werkstatt, im Haus, wo heute die Geschwister Huwiler wohnen, brachte er die verbeulten Kupferkessi wieder in Form, lötete die zinnernen Gätzikellen und verzinkte die strapazierten Kochtöpfe. Ein Beruf, der heute beinahe ausgestorben ist! Jetzt hat solches Geschirr Altertumswert und wird teuer verkauft, derweil ich mich in meiner Jugendzeit an den Samstagen mit Putzen und Glänzen abplagen musste! Unser Kupfertoni war nebenbei auch zweiter Mesmer und musste nebst den Verpflichtungen in der Schutzengelkirche auch in der Pfarrkirche die Glocken läuten und die Läuterbuben «in Schach» halten, die im Turm das Glockenseil zu ziehen hatten und in der Karwoche die Rätschen betätigten. Die Sippe dieser Läutergesellen war den Blicken der Gläubigen weniger ausgesetzt als die Ministranten. Sie erlaubten sich gelegentlich allerlei Allotria. Kam aber der Kupfertoni dazu, gab's allemal eine Gesalzene rechts und links! Sonst aber war er ein höchst pflichtbewusster Mesmer, der bei den Versehgängen die Priester begleitete, wenn sie im weissen Chorrock mit dem Allerheiligsten zu einem Schwerkranken schritten. Dann ging er vor ihnen her, in der einen Hand die Laterne, in der anderen das Glöcklein, das in kurzen Abständen ertönte und anzeigte, dass der Herr vorbei gehe, um einem Sterbenden die Wegzehrung zu geben. Bekam man dieses Glöcklein zu hören, so begab man sich zur Haustüre, kniete dort nieder, um den Segen zu empfangen. Lang ist's her . . .!

Ein besonderer Anziehungspunkt in dieser Häusereihe war für die Schuljugend der «Bazar Huser», dort, wo jetzt Herr Stoop sein Blumengeschäft hat. Schon das nördlich gelegene, kaum ein Meter breite Wegli war verlockend für die Schulbuben, die zum Ärger der beiden Jungfern am Glockenstrang des dortigen Privateinganges zogen und dann im Nu verschwanden. Bis vor nicht allzu langer Zeit war diese «antike» Türe noch vorhanden, die Glocke aber durch eine elektrische Klingel ersetzt. Was ich erst kürzlich, fast zu meinem Bedauern, entdeckte, ist das Verschwinden der vom Zahn der Zeit abgenagten Schindeln an dieser Hauswand, welche beim gelegentlichen Beschreiten des Wegleins nostalgische Gedanken wachriefen. Der Bazar der Geschwister

Hauser aber war eine Fundgrube für uns Kinder. Sächelchen, wie sie etwa auf einem Marktstand zu finden sind, waren in Hülle und Fülle vorhanden. Und nicht genug, dass ein Fräulein bediente, gleich war die zweite da und bot in übermässiger Geschäftigkeit die allermöglichsten Dinge an, so dass uns Kindern mit den wenigen Batzen in der Hand die Wahl des Kaufes zur Qual wurde. Zwischen «Ilge» und Bazar Huser (heute Blumenladen), steht die Liegenschaft, welche früher von den Kindern das «Heilig Hüsli» genannt wurde, weil es als unantastbar galt und eben darum für die Schüler besonders reizvoll war! Bewohnt wurde es damals von den beiden ehrsamen Geschwistern Lehmann, welche die Brückenwaage bei der «Sonne» bedienten. Ein simpler Draht stellte die Verbindung zwischen ihrem Heim und dem Waaghäuschen her. Im ersteren hing die Glocke, beim zweiten war ein Griff am Draht befestigt. An diesem Griff musste der Bauer ziehen, wenn er ein Kälblein wägen lassen wollte. Dann machte sich eine der beiden Jungfern eiligst auf das heute noch bestehende Hinterweglein zur «Sonne», um ihres Amtes zu walten. Diese primitive Einrichtung lockte die Buben gelegentlich zu einem Streich, sei es, dass sie im Winter Schneebälle zum Draht hinauf warfen, so dass die Glocke zum Bimmeln kam. Einmal hatte ein Spitzbube die Idee, beim Waaghäuschen einen fleischigen Knochen an den Griff des Drahtes zu binden, der vom Spürsinn eines grossen Hundes entdeckt wurde. Dieser holte sich mit dem Strecken des Halses diesen Leckerbissen herunter, und im «Heilig Hüsli» schlug die Glocke Alarm! Husch, husch, war ein Fräulein zur Stelle, in der Vorfreude, ein Geschäft betätigen zu können. Aber umsonst, von Hund und Schlingel war nichts mehr zu sehen, nur der zerbissene Griff am Draht war Zeuge der Untat!

Die Drogerie Hug mit anschliessendem Coiffeurgeschäft präsentierte sich gut zwischen den nachfolgenden Häusern, wo auch Uhrenmacher Giesser sein Handwerk betrieb. Dieser war ein etwas sonderlicher Kauz und kein Freund von den Buben, die ihn gerne foppten.

Vor dem Weg zur Dorfkäserei Niederhauser war die Konditorei Bernet. Die ihr entweichenden süssen Düfte vermochten an den Föhntagen nur schwer die Gerüche des dahinter liegenden Schweinestalles zu vertreiben. Weniger bedeutungsvoll waren dieselben für Spezereihändler Locher, einen alten Mann, der immer sein besticktes Sammetkäppli auf dem Kopf trug und in seinem Geschäft nebst Petrol und Spezereien den besten fetten Appenzeller verkaufte, feucht, grün, und krümelig, wie man ihn sonst nirgends bekam.

Am Ende dieser Giebelhäuser, beim «National», verkaufte Frau Hungerbühler die damals üblichen Perlenkränze, mit denen man die Gräber zierte. Daneben funktionierte die etwas resolute Jungfer Keller und gab die Ausschnittware an die Heimarbeiterinnen aus.

Nun begebe ich mich auf die andere Strassenseite, wo sich das kompakte Dorfbild aufgelöst und erst nach der Pfarrkirche seine Fortsetzung gefunden hat, beim Haus von Herrn Rosenast, das vorher dem Wachszieher Metzler gehört hatte. Einen kurzen Halt muss ich noch beim Restaurant Eisenbahn, dem «Isebähnli», machen, das in früheren Jahren eine wichtige Rolle gespielt hatte. Das anschliessende alte Gebäude wurde von Frau Gemperli bewohnt. Es war dies ein originelles Fraueli, welches anfangs der Woche den Kundinnen auf dem Waschbrett die Wäsche in der grossen Holzgelte scheuerte und am Wochenende im Rathaus dem Gemeindammann und seinen Trabanten die Aschenbecher und Papierkörbe leerte, dies alles mit goldenem Humor und treffendem Mutterwitz. Von ihrem bescheidenen Lohn profitierte ihr Mann, der «Gnäpp», dessen blaue Nase als untrügliche Visitenkarte im Gesicht funkelte.

Das nachfolgende Kaufhaus wurde in meinen Kinderjahren als Herrenbekleidungsgeschäft von Hauptmann Wick und nachher Guggenheim geführt. Es ist seiner Bestimmung bis heute treu geblieben.

Auch früher Gautschete

Der Brunnen unter den Kastanienbäumen wüsste auch allerlei zu erzählen, von gar manchen Lehrlingen der Buchdruckerei Cavelti, die zum Abschluss der Lehre im kalten Wasser «gegautscht» wurden, alter Tradition gemäss, um so in die Gilde der Buchdrucker aufgenommen zu werden, was übrigens heute noch Brauch ist. — Eine köstliche Geschichte von diesem Brunnen möchte ich nicht vorenthalten. War da ein Ministrant, Leo mit Namen, der sich nebenberuflich als Ausläufer von Pfarrer Rohners Köchin Josephine betätigte. Diese war eine Deutsche und verstand sich als solche vorzüglich aufs Knödel machen. Als an einem Freitag von Hochwürden nicht alle gegessen wurden, fragte sie nach einem Botengang den Buben, ob er gerne Knödel hätte. Dieser, ohne langes Besinnen, sagte ja, und in Gedanken an diese Spezialität lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Josephine setzte ihm im Esszimmerchen einen währschaften Teller Knödel vor. Leo erblasste; mit Schrecken musste er konstatieren, dass dies gewöhnliche Käsknöpfli seien! Und Speisen mit Käse konnte er zeitlebens nicht essen, weder als Bub noch als Pater. Was tat er in seiner Not? Zum Glück verzog sich Josephine in die Küche. Er aber weitete seine beiden Hosensäcke aus und liess die Käsknöpfli hurtig darin verschwinden. Bei ihrer Rückkehr den schon geleerten Teller erblickend, bot die besorgte Köchin dem Buben nochmals eine Portion an. «Nei, dangge, dangge, i muess schleunigst hei, jetzt langets!» und in ein paar Sätzen war er draussen im Pfarrhof und beim rettenden Brunnen, wo er, als die Luft rein war, seine Taschen kehrte und die schlüpfrigen Knödel den Spatzen überliess, die Hosensäcke aber, so gut es ging, im Brunnen auswusch. Dem Ministranten aber war's nicht geheuer in seinen feuchten Hosenstössen. Daheim jedoch muckste er sich nicht, und bei der Körperwärme eines so lebhaften Buben trockneten die Taschen bis am Abend. Als aber seine exakte Mama beim Zubettgehen die Beinkleider musterte, fielen ihr sofort die steifen, gestärkten Säcke auf, und der Käsknöpflibub wurde ins strenge Examen genommen. Zerknirscht musste er seine Untat bekennen! Der Brunnen aber hielt strengste Diskretion bis zum heutigen Tage!

Beim Pfarrhaus und bei der Kirche, dem

Herzstück des Dorfes, gehe ich in dankbarem Gedenken vorüber. In Stunden der Freude und des Leides habe ich dort Trost und Ruhe gefunden. In ihrem Schatten liegen die Heimgegangenen der früheren Generationen, welche auf dem dortigen Friedhof bestattet wurden, der nun seinem Zweck entfremdet werden soll. Wohl oder übel muss ich meinen sehnlichen Wunsch begraben, meine letzte Ruhestätte bei der Andreaskirche zu finden!

Die altehrwürdigen Tannen, welche das Grabmahl der verstorbenen Soldaten der Bourbakiarmee und das Feld der Kindergräbli beschatteten, wurden durch neue ersetzt, wie der alte Brunnen auf dem Dorfplatz, der auch einmal von sich reden machte. Es war an einer 1.-August-Feier während dem Weltkrieg, als ein Frl. Wilhelmine die Rednerbühne besteigen wollte, um den anwesenden Gossauern zu proklamieren, einer Erleuchtung gemäss müsse eine Marienstatue auf dem Brunnen angebracht werden, ansonst wir vom Krieg heimgesucht würden. Sie wurde aber beim Vortrag unterbrochen, sanft beiseite genommen und von den Hütern der Ordnung beruhigt.

Nun aber weiter auf dem Rundgang! Beim ersten Gebäude der rechtsseitigen «Ladenstrasse» muss ich den jungen Gossauern erklären, warum der Besitzer «Wachszieher Metzler» genannt wurde. Dieser besass nämlich im Unterdorf, im heutigen Bauamtsmagazin, eine Wachsfabrik. In grossen Kupferkesseln wurde das Wachs geschmolzen, zu Kerzen geformt, je nach Bedarf verziert und im erwähnten Geschäftshaus verkauft. Die Kerzen brauchte man damals noch mehr als heutzutage, in Kirchen und Wohnhäusern, zumal in letzteren die Gas- oder Petrollampen die Stuben erhellten und das nachträglich aufgekommene elektrische Licht noch nicht in allen Kammern installiert wurde. Eine besondere Art, die sogenannten Rodelkerzen, sind heute ausser Gebrauch gekommen. Es waren dies meterlang gezogene, dünne, zu einem Knäuel = Rodel aufgewikkelte Kerzen, welche beim Tode eines Angehörigen bei der Leichenwache im Sterbezimmer angezündet wurden oder dann beim Begräbnisgottesdienst in der Kirche, was aber nicht ganz ungefährlich war, indem sich die Schleier der Trauergäste leicht entzünden konnten. Auch die Wachstropfen auf den Kirchenbänken waren beim Mesmer gar nicht beliebt! Und so wurde mit der Zeit diese Sitte abgeschafft.

In den sich anschmiegenden, heute noch gut erhaltenen Giebelhäusern hatten bodenständige Berufsleute ihr gutes Einkommen. Ich denke an Metzger Bossart, der mir beim Einkauf des Fleisches jeweilen den grössten Wurstzipfel als Beigabe schenkte, was ich heute noch nicht vergessen habe! Anschliessend betrieb Heinrich Pfister ein flottes Damen- und Herrenwäschegeschäft, das sich eines guten Zuspruches erfreute und in dessen modernisierten Schaufenstern heute Herr Zoller seine geschmackvollen Herrenkleider ausstellt. Daneben, im Hause von Josef und Hedwig Klingler, war auch ein Spezereilädeli, das zu einer Filiale der Bankgesellschaft umgebaut wurde und sich jetzt als Schuhgeschäft präsentiert. Das zu ihren Lebzeiten fast patriarchalisch anmutende Geschwisterpaar war in letzter Zeit wieder in den Mund der Gossauer gekommen, hat doch Josef Klingler, im Einverständnis mit seiner Schwester und «nach gehaltener Zwiesprache mit seinen Ahnen», der katholischen Schulgemeinde den Boden auf dem Sonnenbühl vermacht, auf dem heute die Turnhalle und die Hilfsschule stehen.

Getrennt durch den Friedhofweg, steht noch heute das alte Fürstenländer Gasthaus zur «Toggenburg» mit seinem Stöckli, in dem früher zwei Schwestern von Eugen Lorenz sen. ihren Lebensabend verbrachten. Die Fuhrhalterei, welche dem Gasthaus zugehörte, hatte weit herum einen guten Namen. Hinter dem Haus, wo heute die grosse Scheune der Landwirtschaftlichen Genossenschaft steht, waren die Ställe für Hornvieh und Pferde. Mit letzteren wurden die Fuhren von der Bahn geholt und zu den Empfängern gebracht. Anderseits führten die Bauern ihr Obst in die angegliederte Mosterei, die noch nicht motorisiert war und von einem Pferdegespann, welches von einem Mann geleitet wurde, in ständigem Kreislauf ringsherum getrieben wurde, bis das Obst zermalmt war und der köstliche Saft in die Behälter floss. Vom heute noch plätschernden Brunnen getrennt, stand im nächsten Haus als friedlicher Nachbar Metzger Koch an der Fleischbank, dessen älteste Tochter von seinem Nachfolger, Peter Völkle, zur tüchtigen Geschäftsfrau erkoren wurde.

Im angebauten Restaurant Pfauen bedienten die Schwestern Aepli zuvorkommend die Gäste, derweil ihr Bruder dem Küferhandwerk oblag. Dieses Gewerbe hatte früher noch goldenen Boden, wo nur auserlesener Wein in Flaschen verkauft und der übliche von den Fässern abgezapft wurde.

Nun nähere ich mich dem Haus von Paul Krähenmann, der mit seiner unermüdlichen Gattin aus bescheidensten Anfängen den späteren blühenden Alteisenhandel aufgebaut hatte und nach einigen erfolgreichen Jahren die Gossauer mit dem ersten Lastwagen ins Staunen versetzte.

Der Duft von frischem Brot kommt einem entgegen aus der Bäckerei Strässle. Das alte Haus steht zwar nicht mehr, in welchem Beck Glauser seine schmackhaften Backwaren verkaufte. Dem Erdboden gleich gemacht wurde auch das Eckhaus, wo Frau Lautenschlager ein Doppelgeschäft führte. Gegen die Hauptstrasse hin war der Gemüseladen. Die anmächeligen Datteln, welche noch am Zweig hingen, musste sie erst loslösen, um sie den Kundinnen verkaufen zu können. Im Schaufenster gegen die Bahnhofstrasse hielt sie die neuesten Hüte feil, und daneben — hört nur zu, ohne Hühnerhaut zu bekommen! — verkaufte sie Sargkissen und Totenhemden. Niemand störte sich daran oder fand es unschicklich! Man nahm dazumal den Tod, und wenn er auch schmerzlich war, als etwas Selbstverständliches und Unabwendbares an, nicht wie heute, wo man alles Drum und Dran fernhalten will und froh ist, wenn der Verstorbene so schnell wie möglich in die Leichenhalle gebracht wird . . . Da beguckt man sich heutzutage lieber im grosszügigen Textilhaus, der früheren «Stadt Paris», die Schaufenster, wo attraktive Kostüme Lebenslust und Diesseitsfreuden wecken!

Nun bin ich am Ende meines Rundganges angekommen. Freilich könnte man ihn noch nach Osten ausdehnen; aber für mich ist's genug. Zurückblickend muss ich gestehen, dass in unserem Dorf für das leibliche Wohl aufs beste gesorgt war. An Gaststätten, Bäcke-

reien, Lädeli und Metzgereien fehlte es wahrlich nicht!
Doch nicht nur in gesunden, sondern auch in kranken Tagen waren wir aufs beste versorgt. Sechs Ärzte wohnten in unseren Gemarken, die über die Gesundheit ihre Mitbürger wachten: So im Unterdorf Dr. Eberle, an der Bahnhofstrasse Dr. Krähenmann und Dr. Römer. Östlich vom Dorf hatte der Grossvater des jetzigen Dr. Thürlimann seine Praxis, und gegenüber war sein Neffe Dr. Karl Thürlimann-Rohner in einer feudalen Villa. Westlich davon, im jetzigen Haus von Zahnarzt Dr. Dillier, wohnte Dr. Hübscher und später Dr. Füglistaller.
Heute aber sehe ich vor mir das Bild des Dorfkerns, wie er sich an den vergangenen Weihnachtstagen präsentierte. Beim Anblick all der beleuchteten Giebelhäuser in der Dunkelheit wurde ich von einem Gefühl tiefster Freude überwältigt. Ich musste einfach stille stehen, betrachten und staunend sagen: «So schön ist meine Heimat, mein liebes, altes Gossau!»

Unterdorf

Der markanteste Punkt im Unterdorf war der «Säntis», ca. 300 Meter von der Andreas-Kirche entfernt, an der Ecke Hauptstrasse-Sonnenstrasse. Dieser «Säntis», dessen geschwungener zierlicher Giebel einer Vestonspitze glich, wie sie damals gestickt wurde, blickte freundlich und einladend mit seiner blumengeschmückten Hauptfassade nach Osten und lockte die Gäste an, in seiner Wirtsstube Erquickung und Erholung zu suchen.
Laut Protokoll der hiesigen Gemeinde hat der Besitzer in der Zeitspanne von 1838 bis 1955 achtzehnmal gewechselt. Am längsten, 1845 bis 1878, war die Bäckersfamilie Condamin-Hoegger in dieser Gaststätte mit zugehöriger «Pfisterei-Bäckerei». Mein Vater kaufte den «Säntis» am 29. April 1903 von Franz Haag in Gossau, und wie verblieben daselbst bis zum September 1921, wo wir ihn an Ferdinand Hagenbüchle verkauften. Die letzte Besitzerin, Fräulein Rubrecht, trat ihn am 26. November 1955 an die Politische Gemeinde Gossau ab, die Platz schaffen musste für Autos vor dem Bezirksgebäude.
In diesem Haus, in dem ich meine Jugendzeit verbrachte, herrschte um die Jahrhundertwende ein gemütlicher Betrieb. Mein Vater schätzte nicht nur die Ankömmlinge in der Gaststube, sondern auch das fröhliche Getue seiner gefiederten und ungefiederten Tiere. So gurrten im Schlag unter dem Dache die Tauben, in der Veranda trillerte die Drossel, im Käfig schwatzte ein Papagei, der Liebling der Kinder; in der Stube sang ein Kanarienvogel, am Ofen schnurrte die Katze, und vor der Haustür döste der treue Spitz, welcher das Geläute der Kirche besser verstand als heute manch Menschenkind. Beim Verklingen des Wandlungsglöckleins steuerte er jeweilen auf die Kirche los, sass artig neben der Tür, bis sein Meister heraustrat, um ihn mit überschwänglichem Gebell nach Hause zu begleiten . . .
Vom Leben im «Säntis» möchte ich noch weniges berichten. Es war eine bekannte und beliebte Gaststätte. Wer ging da alles aus und ein! Einfache Arbeiter, die in den aufstrebenden Geschäften von Eisenring und Epper ihren Verdienst fanden, Fuhrleute, die in gemessenem Tempo neben den mit Mehlsäcken beladenen Fuhrwerken der Haslenmühle einherschritten oder in ihrer blauen Bluse das Langholz zu den Baugeschäften transportierten und voll Stolz mit der Peitsche klepften, wenn sie beim «Säntis» vorbeikamen, der ihnen nach getaner strenger Arbeit willkommene Labe bot.
Dann waren es auch die Sticker, nach ihrer Konsumation deutlich unterschieden diejenigen an der Handstickmaschine, mit ihrem bescheidenen Lohn, und die Schifflisticker, denen es eher zu einer Kotelette langte und zu einem Glas Wein, weil sie in ihren neuerstandenen Häusern an der Bischofszeller- und Bedastrasse einen einträglicheren Verdienst hatten.
Auch die Bauern in den Höfen zählten zu den Stammkunden im «Säntis», sei es an den Samstagen, wo sie beim Coiffeur Munz und später Dudli ihren Bart schaben liessen und zum Ausklang der Woche sich ein «Dreierli» leisteten oder einen Pandur klopften. Sie nahmen auch am Sonntagmorgen, wenn sie nach der Frühmesse, nach «überstandener» Beichte eine Erquickung benötigten, einen Znüni, damit sie nicht mehr zu den Höfen zurückkehren mussten, um anschliessend den Hauptgottesdienst zu besuchen . . .
Zu den Kunden gehörten auch würdige, gesetzte Herren, die sich um das Dorfgeschehen interessierten. Vorab war es Sekretär Koller in der «Blume», der seinem von ihm gelieferten Tiroler die gebührende Ehre erwies. Wenn dann zufällig noch der «Adler»-Wirt, genannt «Himmelsackührli», und der «Häberli Bossart» dazu kamen, dann war für eine anregende Diskussion gesorgt. Zu Beginn der Heuernte war jedesmal eine Invasion von Gastarbeitern, wie man heute sagen würde. Es waren dies die Tiroler in ihrer landesüblichen Tracht: Lederhosen, ein grüner Kittel, ein schmucker Hut mit Gamsbart verziert. Auch die Handorgel durfte nicht fehlen. Diese fröhlichen Burschen liessen sich von den Bauern zur Heuernte anwerben. Der «Säntis» war die eigentliche Vermittlungsstelle dieser munteren Gesellen, die sich jeweilen wieder an den Samstagabenden bei einem oder mehreren Masserln Bier trafen. Dass dabei Schnadahüpferl gespielt wurden, muss ich nicht lang begründen.

Das Bier floss . . .

Ja, das Bier floss damals reichlich. Es sprudelte nicht wie heute aus der Flasche, sondern durch den Siphon direkt aus dem Fass. Am Montagmorgen verrieten die aufgestapelten Fässer vor dem «Säntis», wieviel im Restaurant hinter die Binde gegossen wurde.
Mit vier Jahren hielt ich Einzug mit unserer Familie in den «Säntis». Von dort aus besuchte ich den Kindergarten im Gesellenhaus und die ersten drei Primarklassen in der «Alten Kanzlei». So hiess das Haus, in welchem heute das Elektrogeschäft Lehmann untergebracht ist. Zu meiner Zeit war in den jetzigen Ladenlokalen die Volksbibliothek eingerichtet. Nach dem Sonntagsgottesdienst teilte Lehrer Gschwend, der übrigens das patriarchalische Alter von 90 Jahren erreicht hatte, die Bücher aus. Im hinteren Teil dieses Gebäudes waren zwei Schulzimmer untergebracht, in denen zur damaligen Zeit die

Lehrer Bächtiger und Matzig den Schulstock schwangen. Letzterer benutzte diesen sehr ausgiebig, so dass alle Kinder Respekt, will sagen Furcht, vor ihm hatten.
Seine Lehrerwohnung war im gleichen Stock, und seine Frau hielt eine Pension.
In jenen Jahren stand neben dem Gasthof zur Sonne noch die alte «Sonnen»-Scheune, ein hinfälliges Gebäude. Daneben hatte Fuhrhalter Völkle einen Platz für seine verschiedenen Fuhrwerke. Eines schönen Tages wurde abgebrochen, aber von Hand! Das Scheunendach wurde bis zum Gebälk abgedeckt, daran ein dickes Seil befestigt und mit vereinter Männerkraft und natürlich auch mit der meinigen dazu, wurde gezerrt und gezogen, bis unter lautem Gekrächze und Gestön die Scheune zusammenfiel. An Stelle dieser wurde ein Rossstall gebaut und darüber ein geräumiger Theatersaal errichtet.
Der Wagenpark von Völkle musste auch geräumt werden, und an dessen Stelle wurde das Schuhhaus Huwiler gebaut, zu jener Zeit ein stattliches Gebäude, in welchem Vater Huwiler mit seinen Söhnen schon in früher Morgenstunde das Leder klopfte und die Schuhe nagelte. Zu gleicher Zeit erstand auch an der Sonnenstrasse Haus und Malerwerkstätte von Bubenhofer und Eisele, die ihr Geschäft zu grosser Blüte brachten. Kunstmaler Pesak, der in ihrem Dienste stand und das Innere der Schutzengelkirche gemalt hatte, ist mir noch in guter Erinnerung geblieben. Es war ein eigener, in sich gekehrter Mensch, und er pflegte mit niemandem Beziehungen, ausser mit Dante, dessen Göttliche Komödie er in der Freizeit im angegliederten Hühnerhof studierte.
Westlich an den «Säntis» angebaut war das Häuschen der Geschwister Brühwiler. In Minne lebten sie zusammen. Der Älteste, Jakob, war ein gutmütiges, schwappeliges Männchen mit dünner Stimme und von Beruf Schuhmacher. Gerne verweilten wir Kinder in seiner romantischen, nach Pech und Leder riechenden Schusterbude. Sein Bruder Johann vertrug den «Fürstenländer» in die Haushaltungen. Der jüngste Bruder, Paul, der ein guter Zeichner war, schlug beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges in heisser Mittagszeit die Trommel. Als strammer Soldat zog er durchs Dorf und brach grad bei ihrem Häuschen an einem Herzschlag tot zusammen. Die Schwester Berta war eine tüchtige Weissnäherin und beliebt wegen ihrer exakten Arbeit, die man in Paris von ihr einst verlangt hatte. Bei den Bräuten war sie sehr geschätzt, welche unter ihrer Anleitung die Brautwäsche anfertigten, die damals noch mehr Stoff brauchte wie heute und mit feinen Spitzen und Plissen besetzt war.
Ein schmales Gässchen trennte diese beiden Häuser südlich von dem früher zum «Säntis» gehörenden Nebengebäude der Geschwister Condamin. Es diente der ehemaligen «Pfisterei». In den unteren Räumen wurde das Mehl zum Backen aufbewahrt. In meiner Kinderzeit war dies nicht mehr so. Die Lokale waren leer, und der obere Stock war zu einer Wohnung ausgebaut worden, wo die beiden Jümpferli Juliana und Berta ihr bescheidenes Dasein fristeten. Später gesellte sich noch die Dritte im Bunde dazu, Frau Francisca Weitfelder-Condamin, die nach Amerika geheiratet hatte, kinderlos blieb, verwitwet war und alsdann zurückkehrte, um mit ihren beiden Schwestern den Lebensabend zu verbringen. Diese drei Persönchen waren einfach originell. Jeden Morgen früh hörte ich von meinem Schlafzimmer aus, wie sie das Törchen des peinlich sauberen Gärtchens öffneten, und zu dritt hinaustrippelten, um zur Frühmesse zu gehen, Juliane, das kleine Huscheli, Berta, die schüchterne, und Francisca, die weltgewandte, welche ihre beiden Schwestern kommandierte. In der Schülermesse war die Amerikanerin auf der Empore wieder vertreten, wo ihr von den Schulkindern der Ehrentitel «Nachtigall Gottes» verliehen wurde, wegen ihrem Akzent beim Vorbeten, der sich beim «Holigen Gost Omen» besonders bemerkbar machte.
Auf der andern Strassenseite, vis-à-vis des «Säntis», führte Salomon Guggenheim im ersten Haus sein Tuchgeschäft. Ja, dieser Salomon war ein gutmütiger Junggeselle. Hin und wieder kam seine Nichte auf Besuch, ein rassiges, schwarzäugiges Mädchen. Sonst aber hauste er allein in seinem Reich, und im «Säntis» hatte er einen guten Blick auf seinen Laden, falls ein Käufer etwas von ihm wollte.
Anschliessend war das Mercerielädeli der Geschwister Mauchle, zwei sittsam strenggekleideter Jungfrauen, die in Schubladen und Schächtelchen eine Menge von Faden, Nadeln, Druck- und anderen Knöpfen, Bändeli und Galönli zum Verkauf bereithielten. Für gwundrige Mädchen eine Fundgrube von Köstlichkeiten!
Als Abschluss dieser Häuserreihe stand und steht heute noch das Restaurant Schiff. Bis in die jüngere Zeit führten dort die Geschwister Ledergerber ihr Szepter und verkauften ihre Getränke reell und freundlich dazu! «Grüezi, Ihr Herre, sind willkomme, Ihr Herre, was isch gfällig, Ihr Herre, uf Wiederseh, Ihr Herre», so tönte es im Dreiklang von Rosas Sopran, Maries Alt und Bertas tiefem Basston, derweil der einzige Bruder Johann männlich kräftig die Hand drückte, um die Kollegen zu begrüssen und zu verabschieden. Was könnte das Säli im «Schiff» wohl alles erzählen! Von Lorbeeren und Pokalen der Schützen und des Unteroffiziersvereins, von den Winter-Schaff-Nachmittagen des Töchtervereins und in den vergangenen zwei Jahren von temperamentvollen Jässen einiger Rentnerinnen . . .
Von hier aus muss ich doch noch einen Blick werfen auf die Konditorei Dudli. Wiederum waren zwei Ledige Besitzer derselben. Er war nach damaligen Begriffen ein Konditor par excellence! Seine Mandelschiffli und Gugelhöpfli zu 20 Rappen waren im ganzen Dorf bekannt, und ohne Gewissensbisse konnte er das Täfeli an der Türe anbringen: Hier wird nur echte Nidelbutter verwendet! Gegenüber dem «Schiff», keck im Winkel der Niederwiler- und Bischofszellerstrasse, fristete das «Höfli» ein beinahe verträumtes Dasein, besonders, wenn die blühenden Sträucher von Flieder, Schneeballen und Goldregen das Häuschen im Garten diskret abschirmten und ihren Duft verströmten, wie übrigens jetzt die Rosen auf dem Gröbli-Platz, der auf diesem Areal angelegt wurde, nachdem die Liegenschaft zum Verkehrshindernis geworden war und abgebrochen werden musste.

Das alte Zollhaus

Als markanter Abschluss des Unterdorfs ist das «Alte Zollhaus» zu nennen. Noch heute

steht es als Zierde des Dorfes und hat eine Tradition hinter sich wie wenige Gebäude in unseren Gemarken. Schon lange ist es zwar zweckentfremdet. Die Autos, welche auf der Wilerstrasse und Flawilerstrasse vorbeiflitzen, müssen dort ihren Tribut nicht mehr bezahlen wie zu Abt Angehrns Zeiten! Mit Handstickmaschinen wurden die grossen Räume belegt . . . Auch diese sind schon längst verschwunden, wie auch die Heimarbeiterinnen, welche in jahrelanger Treue der Firma Eigenmann und Pfund gedient hatten. Nun aber wird die Strasse überquert, aber auf dem gelben Streifen bitte! Damals war diese Vorkehrung noch nicht nötig, aber abgesperrt für eine Weile wurde doch, als man das Elternhaus von Dr. Jacques Bossart von der Flawilerstrasse nach der Friedeggstrasse hinunterrollte. Dieser Haustransport war ein grosses Ereignis, und auch «Häberli-Bossart», der Eigentümer desselben, mochte erleichtert aufgeatmet haben, weil alles so reibungslos von statten ging!

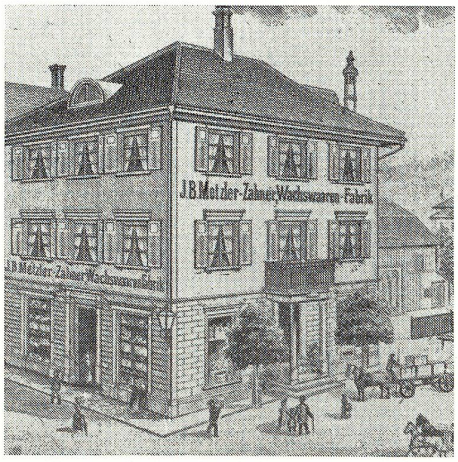
Und nun komme ich zu den zusammengeschachtelten Häusern, die dem Erdboden gleichgemacht worden sind. Trauern muss man nicht um diese. Schon längst waren sie baufällig, so dass sich eine Restauration nicht mehr gelohnt hätte. Im untern Teil wohnte zu meiner Kinderzeit Josef Niedermann mit seinen zwei Töchtern. Wir hatten ihn den «heiligen Josef» genannt, wohl wegen seinem Bart und dem Gesicht, das dem heiligen Josef auf den Heiligenbildchen glich! Nun, eine Beleidigung war dies ja nicht!

Dann kam das Spezereilädeli der Witwe Gschwend. Das war in meiner Jugendzeit für mich ein Begriff! Ich weiss nicht mehr, wer mehr geplaudert hatte, der muntere Dorfbrunnen daneben oder die jungen Kundinnen, welche im «Gschwende-Lädeli» nach einem Kirchenchor- oder Töchtervereinstheater ihre Erlebnisse auffrischten.

Ostwärts vom Spezereilädeli, wo es nach so vielsagenden Düftlein roch, stand der immer plätschernde Brunnen und daneben die Schmitte, wo das Eisen glühte und sprühte und die Pferde beschlagen wurden. Als dieses Handwerk keinen «goldenen Boden» mehr hatte, hielt Mesmer Egger Einzug in dieses Gebäude und betrieb einen Velohandel.

Dann wäre noch das Restaurant Rössli zu erwähnen. In meiner Jugendzeit war Familie Pauletto Eigentümerin desselben.

Hinter dem «Rössli» stiegen einem an Föhntagen widerliche Gerüche in die Nasen, die dem Kamin der Wachsfabrik Metzler



entstiegen. In grossen Kesseln wurde dort Wachs geschmolzen zur Verarbeitung der Kerzen, welche die Töchter im Geschäft an der Hauptstrasse (Haus Rosenast) verkauften.

So bin ich auf meinem Rundgang wieder zum «Säntis» gekommen. Doch ein Gebäude habe ich noch nicht erwähnt, und das soll nicht vergessen sein! Es ist das «Sprötzehüsli». Es musste dem jetzigen Bezirksgebäude Platz machen. Wie der Name sagt, wurden in diesem Gebäude die Feuerspritzen versorgt, welche Sattler Knellwolf instand halten musste. Wenn ein Brand losbrach, gab's Betrieb auf diesem Platze. Das unheimliche Feuerhorn ertönte; die Männer rannten herbei, an erster Stelle Sattler Knellwolf und in Vertretung mein Vater, der auch einen Schlüssel zu den Einstellräumen besass. Am wenigsten Sitzleder hatten dann die Gebrüder Huwiler; und Schuh hin oder her, sie waren sofort zur Stelle.

Aber nicht nur die Feuerspritzen waren in diesem Gebäude untergebracht. Nein, im obern Stock war die Wohnung des Polizeiwachtmeisters und daneben befanden sich die Arreste für die Straffälligen. Nette Nachbarschaft! Und mit diesen Häftlingen hatten wir Kinder eine besondere Beziehung. Die Fenster der drei Zellen schauten nur nach aufwärts. Wenn die Luken offen waren, so warfen wir unsern Ball hinein, und die Gefangenen gaben ihn uns im Spiel wieder zurück. Manchmal war's noch besser. Wir zielten mit einem Wurstzipfel, den uns Metzger Hengartner geschenkt hatte, zum Fensterchen, und wenn dieser den Weg in die Zelle fand, kam er nicht wieder zurück!

An diesen Arrest sind mir aber noch andere, weniger rühmliche Erinnerungen geblieben, welche die heutige Justiz nicht mehr verdauen könnte und auch wir als unhaltbar empfänden. Zum Verhör und zur Verurteilung mussten die Inhaftierten jeweils zum Bezirksamt geführt werden, welches jenseits der Hauptstrasse untergebracht war im Hause von Nationalrat Staub, der zugleich Richter war. Seine grosse, imponierende Gestalt sorgte für den nötigen Respekt! Dass dieses Vorführen viele Neugierige anlockte, brauche ich nicht zu sagen, es war früher so wie heute. Besonders, wenn noch ein Bekannter aus der Gemeinde zu diesem Spiessrutenlaufen genötigt wurde, gab es der Zuschauer mehr als genug, sei's öffentlich am Wegrand oder diskret an einem Fenster des «Säntis».

Schon bei den
Gossauern der vergangenen Zeit
hatte die Druckerei Cavelti einen guten Namen.
Seit dieser Zeit hat die Drucktechnik eine
enorme Entwicklung erfahren. Wir haben uns den
Erfordernissen einer modernen Produktion
stets angepasst und uns die neuen Techniken
nutzbar gemacht.
Ihre einfachen Drucksachen bis zu den
anspruchsvollen Farbendrucken
können wir rationell und preisgünstig erstellen.

cavelti

Ihre Druckerei am Platz